



# Leseprobe

Tash Aw

**Wir, die Überlebenden**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



---

Seiten: 416

Erscheinungstermin: 26. April 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Ah Hock ist ein einfacher, ungebildeter Mann aus einem malaysischen Fischerdorf, der sich Reichtum und Sicherheit wünscht – wie es allen Menschen in Südostasien versprochen, aber nur bei wenigen Privilegierten eingelöst wird. Während die Gesellschaft um ihn herum sich verändert, hangelt er sich von einem schlecht bezahlten Job zum nächsten und ermordet schließlich einen Wanderarbeiter aus Bangladesch. Einer Journalistin, die ihn nach dem Gefängnis in seiner ärmlichen Hütte besucht, erzählt er, wie es zu der Gewalttat kommen konnte. Der malaysische Autor Tash Aw zeigt mit diesem ergreifenden und beeindruckenden Porträt eines Außenseiters die Erosionen eines Menschenlebens und die Verwüstungen jeglicher Hoffnung.



### **Autor**

## **Tash Aw**

---

Tash Aw wurde als Kind malaysischer Eltern 1971 in Taiwan geboren und wuchs in Kuala Lumpur auf. Er studierte Jura in Großbritannien, veröffentlichte mehrere Romane und wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, u. a. dem Commonwealth Writers' Prize und dem Whitbread First Novel Award, und zweimal für den Man Booker Prize nominiert. Sein Werk ist in 23 Sprachen übersetzt. Tash Aw lebt vorwiegend in der Provence und kommentiert u. a. für die »New York Times« und die BBC Kultur und Politik im südostasiatischen Raum.

Tash Aw  
Wir, die Überlebenden

Tash Aw

WIR, DIE ÜBERLEBENDEN

Roman

*Aus dem Englischen von  
Pociao und Roberto de Hollanda*

Luchterhand

*Für Francis*

»Und dort bekamen wir die ersten Schläge.  
Das war so neu für uns und so unsinnig,  
dass wir keinen Schmerz empfanden,  
weder körperlichen noch seelischen.  
Nur tiefe Verwunderung: Wie kann man  
einen Menschen ohne Zorn schlagen?«

Primo Levi, *Ist das ein Mensch?*

I  
OKTOBER

## *2. Oktober*

Sie möchten, dass ich über das Leben spreche, aber bis jetzt habe ich nur über das Scheitern gesprochen, als wäre beides dasselbe oder zumindest so eng miteinander verflochten, dass ich es nicht auseinanderhalten kann, wie die Bäume in den halb zerfallenen Gebäuden von Old Town. Ihre Wurzeln klammern sich an die Außenwände und halten Backsteine, Gemäuer und was immer von der Farbe übrig ist zusammen, ihre Zweige fressen sich durch die Löcher in den Dächern. Manchmal ist vom Dach, wenn man es überhaupt als solches bezeichnen kann, kaum noch etwas übrig, nur Splitter von Tonziegeln oder rostiges Blech, das vom Blätterdach gestützt wird. Ein paar Meilen vor der Stadt, auf der anderen, dem Meer zugewandten Seite von Kapar, gibt es ein Shophouse, um dessen Eingangssäulen sich die Wurzeln eines Feigenbaums winden. Der Baum hat den gesamten Gebäudekomplex verschluckt, so dass der Eingangsbereich jetzt bloß ein dunkler Raum ist, durch den man ins Herz eines gewaltigen Blättergeflechts gelangt. Wo fängt das eine an und hört das andere auf? Welches ist lebendig und welches tot? Immerhin wird es im Erdgeschoss noch Geschäfte geben, Läden oder kleine Betriebe, wo ein alter Mann einem für zwanzig Ringgit die Reifen flickt. Eine Druckerei, die billige Flugblätter herstellt, auf denen der Räumungsverkauf eines Geschäfts im örtlichen Einkaufszentrum angezeigt wird. Oder eine Konditorei mit



nur zwei Stücken *kuih lapis* in der Kühlvitrine, die da schon seit drei Wochen ausliegen. Die Keksschachteln in den Regalen sind von einer Staubschicht aus den nahegelegenen Baustellen bedeckt, wo die neue Trasse oder das neue Einkaufszentrum oder weiß Gott was gebaut wird. Seit zwanzig Jahren haben diese Leute kein ordentliches Einkommen. Sie sind jetzt fünfundsiebzig oder achtzig Jahre alt. Noch leben sie, aber ihre Geschäfte werden von einem Baum übernommen. Stellen Sie sich das vor.

In der Nacht nach dem Mord – oder *der fahrlässigen Tötung, die nicht mit Mord gleichzusetzen ist*, wie Sie es höflicherweise ausdrücken – lief ich stundenlang durch die Dunkelheit. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie lange. Ich versuchte, irgendein Gefühl für die Zeit zu bekommen und suchte am Himmel immer wieder nach Vorboten der Morgendämmerung, ging sogar schneller, damit sich jeder Schritt wie eine volle Sekunde anfühlte, wie das Ticken der Uhr dort an der Wand, das in diesem Moment so schnell zu sein scheint. Ticktack, ticktack. Aber in jener Nacht dehnte sich jede Sekunde zu einer vollen Minute aus, jede Minute kam mir vor wie ein ganzes Leben, und ich konnte nichts tun, um die Dinge zu beschleunigen.

Mein Hemd war nass, nicht einfach feucht, sondern klitschnass, und klebte an meinem Rücken wie eine zweite Haut. Nur gehörte diese Haut nicht zu mir, sondern zu einem anderen lebenden Organismus; kalt und schwer drückte sie mich nieder. Während ich mich immer weiter von dem entfernte, was ich inzwischen als *Schauplatz des Verbrechens* betrachte (anders als damals, da war es nur ein dunkler Fleck am Flussufer, nicht zu unterscheiden von jedem anderen), horchte ich auf

die Sirenen der Polizeiwagen, ich meinte, ich müsste sie jede Sekunde hören. Sie kommen mich holen, dachte ich immer wieder, das ist das Ende, die *mata* wird mich finden und für immer ins Gefängnis stecken. *Es ist aus, du bist erledigt*, sagte ich laut. Es beruhigte mich, meine eigene Stimme zu hören. Nichts hatte sich jemals so absolut und sicher angefühlt. Die Polizei würde kommen, sie würde mich einsperren, und von da an wären alle meine Tage gleich. Die Vorstellung, bis an mein Lebensende in einer leeren kleinen Zelle zu sein, wo ich mir um nichts Gedanken machen musste, war tröstlich. Jeden Morgen würde ich beim Aufwachen dieselben Wände sehen, die am Abend vor dem Einschlafen auch schon da waren. Nichts würde sich jemals ändern. Was ich anzog, wie lange ich nachts schlief, wie oft ich essen, mich waschen oder aufs Klo gehen konnte – alle Entscheidungen würden mir abgenommen, ich wäre genauso wie alle anderen auch. Jemand würde die Kontrolle über mein Leben übernehmen, und so würde meine Geschichte enden. Irgendwas in mir wünscht sich noch immer, es wäre so gekommen.

Ich lief durch das hohe Gras, das faserig war und scharf und mir bis zu den Knien in die Beine schnitt. Es war heiß, ich trug kurze Hosen, meine Haut brannte. Zwei- oder dreimal überquerte ich eine Brücke und ging auf der anderen Uferseite weiter. Zuerst suchte ich mein Auto, dann wurde mir bewusst, dass ich mich nur so weit wie möglich vom Schauplatz des Verbrechens entfernen wollte. Das einzige Problem war, dass ich mich nicht erinnern konnte, wo es passiert war. Irgendwann spürte ich Schlamm zwischen den Zehen und merkte, dass ich eine Sandale verloren hatte, sie musste im sumpfigen Boden stecken geblieben sein, daher schüttelte ich

auch die andere ab und ging barfuß weiter. Es war spät, aber nicht so spät, dass es keinen Verkehr auf den Schnellstraßen weiter weg oder den Brücken über mir gab. Gelegentlich streiften die Scheinwerfer die Wipfel der Bäume, und ich sah kleine Details, Dinge, die mir bei Tag gar nicht aufgefallen wären; Drachen mit ewig lächelnden Vogelgesichtern, die sich in den Ästen verfangen hatten, und Unmengen von Plastiktüten, die wie geschwollene, gespenstische Früchte in den Zweigen hingen.

Manchmal sah ich seltsame Gebilde, die in der Mitte des Flusses trieben. Baumstämme und Büsche, die von den Stürmen flussaufwärts entwurzelt worden waren, hatten sich zu riesigen Flößen verheddert und sahen aus wie mythische Wesen aus *Die Reise nach Westen*, dieser Unsinn, den Erwachsene Kindern erzählen, um ihnen Angst zu machen, damit sie gehorchen, den aber kein Mensch ernst nimmt, nicht mal Kinder – welches Kind glaubt schon an Käfer mit neun Köpfen? –, bis man eines Nachts allein an einem Flussufer entlanggeht und diese schrecklichen Ungeheuer zur Realität werden. Andere Male sah ich direkt neben mir, im Schilf hängend, ein totes Wesen, einen Körper, der so aufgedunsen war, dass ich nicht mal hätte sagen können, was es war, eine Katze vielleicht oder ein Affe. Wenn ein Körper lange genug im Wasser liegt, geben seine Konturen nach, die Ränder lösen sich auf, bis es unmöglich wird, ein Tier vom anderen zu unterscheiden.

Mein Arm schmerzte, ich ging irgendwie komisch, eine Seite meines Körpers war weniger beweglich als die andere. Dann merkte ich, dass ich noch immer das Stück Holz in der Hand hielt, das mir kurz zuvor so leicht erschienen war,

jetzt aber einen Zentner zu wiegen schien. Während der Verhandlung, als die Leute im Gerichtssaal *auf die Tatwaffe, die niemals gefunden wurde*, zu sprechen kamen, dachte ich an den knapp siebzig Zentimeter langen, feuchten Stock, den ich in jener Nacht bei mir hatte. Es war nur ein abgebrochener Ast. Als ich vor ein paar Stunden damit auf den Mann eingeschlagen hatte, war er mir so harmlos vorgekommen, dass ich es nicht für möglich hielt, damit jemanden verletzen zu können. Ich hatte erwartet, dass er zerbrach und der Mann mich wegen der lächerlichen Wahl meiner Waffe auslachte. Jetzt hatte ich das Gefühl, als schleppte ich einen ganzen Baum mit, als hinge die Last der Welt an seinen Wurzeln. Ich hob den Arm, um ihn in die Mitte des Flusses zu schleudern, musste aber feststellen, dass ich plötzlich keine Kraft mehr im Körper hatte. Er glitt mir aus der Hand und fiel höchstens einen Meter neben mir auf den Boden.

Nach einer Weile wurde mir klar, dass die Polizei nicht kommen würde. Niemand würde kommen, um mich zu holen. Nicht in jener Nacht, nicht am folgenden Tag und vielleicht auch nach Wochen nicht. Am Ende brauchten sie mehr als zwei Monate, um mich zu verhaften, aber das wissen Sie ja. Und auch, warum es so lange dauerte. Wenn das Opfer so einer ist, kümmert sich die Polizei nicht wirklich darum. Ja, so einer. Ein Ausländer. Ein Illegaler. Jemand mit dunkler Hautfarbe.

Aus Bangladesch, Myanmar oder Nepal. Für die Polizei sind sie alle gleich. Selbst Afrikaner. Als kämen alle von demselben großen namenlosen Kontinent. Als ich noch in Puchong lebte, sah ich einmal eine Gruppe von Afrikanern, die sich am Straßenrand versammelt hatte, etwa ein Dut-

zend Männer. Manche saßen auf dem Pflaster, andere standen daneben, lachten, scherzten, tranken Bier und Schnaps. Ein oder zwei tanzten; sie hatten einen großen Ghattoblaster dabei, und ihre Musik war so laut, dass ich meine eigene kaum hören konnte. Ich hörte Jacky Cheung auf dem Handy; damals hatten wir nur diese kleinen Dinger von Sony Ericsson, auf denen die Songs schepperten, als kämen sie über einen Radiosender aus einem weit entfernten Land. Vielleicht sind Sie zu jung, um sich an diese Handys zu erinnern. Ich stand mit Keong auf der anderen Straßenseite, vor dem 7-Eleven, und aß einen Ramly-Burger. Das ist siebzehn, achtzehn, vielleicht auch schon zwanzig Jahre her. Damals gab es hier noch nicht so viele Afrikaner. Die Leute wussten nichts über sie – aus welchen Ländern sie kamen, wieso sie hier waren. Wenn man damals jemand fragte, woran er bei dem Wort Afrika dachte, antwortete er: *Löwen*.

Keong startete auf sein Handy, tat so, als ginge ihn das alles nichts an, als wäre er mit Schwarzen aufgewachsen. Trotzdem konnte er sich seine Kommentare nicht verkneifen. *Wahlau, Muhammad Ali hat all seine Freunde mitgebracht!* Ich weiß noch, wie ich lachte, obwohl ich es überhaupt nicht lustig fand. Wahrscheinlich machte auch ich irgendwelche Bemerkungen. Es ist lange her, ich weiß es nicht mehr. In jener Nacht ging eine leichte Brise, daran erinnere ich mich. Neben uns schloss gerade ein alter Inder seinen Stand. Das Geschäft lief nicht besonders, es waren nicht viele Menschen unterwegs. »Immer freitagabends«, sagte er. »Jede Woche kommen sie her und machen Ärger. Freitag ist doch ein heiliger Tag, diese Kerle haben vor nichts Respekt.« In Wahrheit sagte er nicht *diese Kerle*; er sagte, diese *mat hitam*. Aber das übersetze ich lieber nicht.

»Sie kommen aus Nigeria«, antwortete ich. In der *Nanyang Siang Pau* hatte ich einen Artikel über nigerianische Studenten gesehen, die nach Malaysia kamen und nach dem Studium so verschuldet waren, dass sie sich die Rückfahrkarte nach Hause nicht mehr leisten konnten. Ich weiß noch, dass ich dachte, man muss ganz schön verzweifelt sein, um zum Studieren hierherzukommen.

»Halt die Klappe«, sagte Keong. »Von wegen Nigerianer. Du hast ja keine Ahnung.«

Während ich sie beobachtete, hatte ich das Gefühl, sie ließen sich durch die Stadt treiben, losgelöst von allem ringsum. Ihre Musik schien ihre einzige Realität zu sein, eine Verbindung zu ihrer Heimat. Deshalb spielen sie sie so laut, dachte ich. Aber sie waren Tausende von Meilen von ihrem Zuhause entfernt, und irgendwas an der Art, wie sie sich unterhielten, ihr lautes Geschrei und Gelächter im Halbdunkel der Straße, das die Musik übertönte, sagte mir, dass sie wahrscheinlich niemals dorthin zurückkehren würden, woher sie gekommen waren. Und da schoss es mir plötzlich durch den Kopf: *Ich bin genauso, auch ich lasse mich durchs Leben treiben.*

»Verdammt noch mal«, sagte Keong. Seine Stimme klang leicht gereizt. Zwei in der Gruppe hatten sich in die Haare gekriegt, es war kein richtiger Streit, nur das übliche Herumpöbeln von Betrunknen, ein Handgemenge, bei dem sie bis auf die Straße torkelten. Ein vorbeikommender Wagen musste ausscheren, um sie nicht zu überfahren. Der Fahrer drückte auf die Hupe und ließ sie nicht mehr los, bis er verschwunden war. Es war ein Kancil, und die Hupe klang so schrill und hoch wie ein billiges Kinderspielzeug, das man

auf dem Nachtmarkt kauft. Wir mussten lachen. Ein paar Minuten später alberten die Männer wieder herum und unterhielten sich, als wäre nichts gewesen. Wir hörten auf, sie zu beobachten; sie waren nichts Besonderes, sie waren genauso wie wir, hingen mit ihren Freunden ab. Keong schrieb eine SMS an seine neue Freundin und las mir vor, was sie ihm geschrieben hatte. Natürlich übertrieb er dabei. Es war klar, dass sie ihn nicht für den hübschesten Mann auf der Welt hielt. Ich bin sogar sicher, dass sie nicht mal existierte. Trotzdem spielte ich das Spiel mit, so ist es nun mal bei alten Freunden. Man nimmt Anteil an ihrem Leben, selbst wenn sie lügen.

Dann entstand plötzlich ein lauter Tumult, gefolgt von noch mehr Gebrüll. Wir blickten von unseren Handys auf und sahen, wie die Nigerianer von drei Polizeiwagen und drei zivilen Autos umringt wurden. Alle schrien durcheinander. Es waren viele Polizisten, ich konnte sie nicht zählen. Sie drückten einen von ihnen gegen einen Wagen. Ich hörte ihn auf Englisch rufen: *Keine Drogen, keine Drogen, ich hab nichts!* Trotzdem legten sie ihm Handschellen an und zwangen ihn, sich auf den Bordstein zu setzen so wie das restliche Dutzend seiner Freunde auch. Zuerst wehrten sich die Nigerianer und schrien die Polizisten an. Sie waren hochgewachsen, viel größer als wir, und vielleicht glaubten sie, dass sie davonkommen könnten, wenn sie laut wurden, aber sie hatten keine Ahnung, wie die Polizei ist. Ich konnte nicht sehen, was dann passierte, es standen zu viele Menschen im Weg, aber plötzlich wurde es ganz still, und einer von ihnen lag auf der Straße, einen Arm um den Kopf, den anderen ausgestreckt, als wollte er nach etwas greifen. Er rührte sich nicht. Nach einer Weile fingen einige von ihnen an zu

betteln, wir hörten sie von der anderen Straßenseite aus. Ihre leisen Stimmen waren voll und tief, und jedes Mal, wenn sie *bitte* sagten, wurden sie noch eindringlicher. *Bitte*. Bei dem Klang dieses Worts hatte ich das Gefühl, als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen, als stürzte ich in einen Abgrund. Ich wollte, dass es aufhörte.

»Bezahlt sie«, rief Keong. »Nehmt euer ganzes verdammtes Geld aus den Taschen. *Zahlt einfach*.« Aber es war klar, dass sie kein Geld hatten, um die Polizisten zu bestechen. Ich bin mir sicher, dass sie das System genauso gut durchschauten wie wir, sie hatten nur das Geld nicht. Keong schüttelte den Kopf. »*Aiya cham lor*, heute geht ihr in den Bau, Freunde.« Wenn man so aufgewachsen ist wie wir, weiß man, was einem blüht.

Ein großer Polizeitransporter fuhr vor und sammelte alle Nigerianer ein. Während er noch dastand, kam einer der Polizisten über die Straße, um Zigaretten zu kaufen. Wir fragten, was los war. »Die Einheimischen«, sagte er. »Wir mögen hier keine *mat hitam*.« Dann zündete er sich mit einem silbernen Zippo-Feuerzeug eine Zigarette an. »Wir sind wie die Straßenkehrer, die den Dreck von der Straße fegen.«

Wir lachten, als wären wir seine besten Freunde. *Ja, fegt nur*. Ich weiß nicht mehr, was wir sonst noch sagten, welche Witze wir machten, damit die Polizisten dachten, wir wären auf ihrer Seite. Wir wussten, dass sie uns in dieser Nacht in Ruhe lassen würden; sie hatten interessantere Opfer gefunden. Ich war noch jung und meinte, ich wüsste, wie die Dinge funktionierten. Doch in dieser Nacht wurde es mir so richtig bewusst, wie der Song eines ausländischen Sängers. Die Melodie kennt man auswendig, aber den Text versteht



man nicht richtig, kennt nur das eine oder andere Wort, singt eine Zeile des Refrains mit und kapiert vielleicht vage, worum es geht, bis eines Tages jemand den Text übersetzt und es klick macht. Der ganze Song ergibt plötzlich einen Sinn. Es ist nicht mehr bloß ein netter Ohrwurm, sondern hat eine Bedeutung, und in dieser Nacht wurde mir die Botschaft klar: Wenn du schwarze Haut hast und Ausländer bist, will keiner was mit dir zu tun haben. Wer würde nach dir suchen, wenn du ins Gefängnis von Sungai Buloh kommst? Oder langsam auf den Grund des Flusses sinkst? Niemand würde Fragen stellen. Nicht, bevor es viel zu spät war.

Ich weiß nicht, warum ich Ihnen all das erzähle. Wahrscheinlich will ich mir nur den Kopf leer machen nach all den Jahren. Darum haben Sie mich doch von Anfang an gebeten. Verschweigen Sie nichts, seien Sie so offen und ehrlich wie möglich. Erzählen Sie einfach, haben Sie gesagt. Niemand wird Sie verurteilen. Also mache ich das. Ich erzähle einfach.

#### *4. Oktober*

Inzwischen gibt es nichts, worüber ich mich beschweren könnte. Jeder Tag ist gleich, und das ist ein Segen. Heutzutage glauben die Leute, Abwechslung wäre das Einzige, was dem Leben einen Sinn gibt, vergessen aber, dass Routine ebenfalls ein Privileg ist. Keine Unterbrechungen, kein verrücktes Auf und Ab, weder Kummer noch Elend. Das immer Gleiche hat etwas Himmlisches, finden Sie nicht? Es ist ein Geschenk der Götter. Ich habe Glück. Ich lebe von meinen Ersparnissen, dem bisschen Geld aus dem Verkauf meines Hauses in Taman Bestari, wo ich mit meiner Frau lebte. Zu meiner Überraschung war es noch etwas wert, als ich aus dem Gefängnis entlassen wurde, daher verkaufte ich es und zog in dieses kleinere Haus mit nur zwei Zimmern, etwas weiter außerhalb der Stadt. Zweimal in der Woche besucht mich jemand von der Kirche mit einem Essenskorb – Grundnahrungsmittel und ein paar Extras –, und wenn ich etwas brauche, kann ich immer zur Kirche gehen und da mit jemand sprechen. Meistens geben sie mir ein paar Kekse oder ein bisschen gebratenen Reis, was immer in der Küche übrig geblieben ist. Das Ganze nennt sich Harvest Assembly. Seit fast sechs Jahren gehe ich dahin, seit ich aus dem Gefängnis entlassen wurde.

Abgesehen davon unterstützt mich ab und zu ein chinesischer Wohltätigkeitsverein mit etwas Geld. Sie kennen ihn,

es ist die L-Foundation. Das kam durch Vermittlung der Anwälte zustande, die versuchten, von der Strafvollzugsbehörde Schadenersatz für die Verletzung zu erstreiten, die ich während meines Gefängnisaufenthaltes erlitt, vergeblich natürlich. Das hätte ich ihnen gleich sagen können. Wer hat schon jemals von der Polizei oder den Strafvollzugsbehörden Schadenersatz erhalten? Aber aufgrund ihrer Bemühungen erfuhr jemand von meinem Fall, obwohl er nie berühmt wurde und die Zeitungen nicht lange darüber berichteten. Jemand hatte Mitleid mit mir, dabei habe ich weiß Gott keine Sympathie verdient. Und dann bekam ich eines Tages einen Scheck über sechshundert Ringgit. Ihnen mag das nicht viel erscheinen, aber für mich ist es eine Menge. Ich dachte, es wäre eine einmalige Sache und habe mich gefreut, aber die Schecks kommen immer noch – nicht regelmäßig, nur hin und wieder, ohne Ankündigung oder Anlass. Manchmal sind es zweihundertfünfzig Ringgit, manchmal vierhundert. Dann fahre ich mit dem Bus in die Stadt, komme dort an, kurz bevor die alten *bak kut teh*-Stände zumachen, und genehmige mir ein großes Frühstück, bevor ich in Little India spazieren gehe. Manchmal wandere ich stundenlang durch ein Einkaufszentrum von New Town, meistens das Klang Parade. Ich esse im Texas Chicken und bestelle immer dasselbe: einen mexikanischen Burger und Honey Butter Biscuits. Hin und wieder meine ich, ich sollte abenteuerlustiger sein und etwas Neues ausprobieren, zum Beispiel reizen mich die Jalapeño Bomber. *Bomber!* Das klingt großartig. Aber dann denke ich, was, wenn sie mir nicht schmecken? Die Vorstellung, etwas Neues zu versuchen, macht mich nervös. Mein Tag soll schön und geruhsam sein, nicht stressig. Alles soll so sein wie immer.

Ich setze mich hin und beobachte, wie sich die Teenager in ihren Schuluniformen eine Portion Brathähnchen teilen und sich gegenseitig Fotos auf ihren Handys zeigen. Die Jungs spielen den großen Macker und benutzen dieselbe Sprache wie ich in ihrem Alter – Sie wissen schon, auf Kantonesisch fluchen, was sich wirklich grob und aggressiv anhört. Hätten Sie mich und meine Freunde in dem Alter gehört, hätten Sie sich vermutlich an einen anderen Tisch gesetzt. Aber diese Jugendlichen sind nicht wie ich, sie kommen aus den neuen Vorstädten, haben anständige Familien. Sie sind vierzehn oder fünfzehn, aber noch Babys, hängen nach der Schule im Einkaufszentrum ab und spielen mit ihren Handys. Selbst nach einem langen Tag in der Schule sehen ihre Schuluniformen frisch gewaschen und gebügelt aus, weder zerknittert noch grau von Schweiß. Man könnte fast meinen, ihre Hemden wären gestärkt. Nichts beschwert sie in ihrem Leben, und seltsamerweise macht ihre Fröhlichkeit mich wieder unschuldig und hoffnungsvoll. Diese Tage in der Stadt sind etwas Besonderes. Ich habe Geld in der Tasche, ich fühle mich unabhängig und frei, auch wenn es nur für ein, zwei Tage ist. Das ist es, was diese Schecks für mich bedeuten, ein Tag in Freiheit. Ich bete oder bitte nicht darum, nicht mal insgeheim, sie kommen einfach. So muss Gottes Werk sein, denke ich. Immer überraschend, immer ein Geschenk.

Wegen der Verletzung im Gefängnis kann ich nicht arbeiten. Wie Sie sehen, humpele ich immer noch leicht, obwohl man es kaum merkt, wenn ich langsam gehe. Man sieht es nur bei raschen Bewegungen, zum Beispiel wenn ich rennen muss, um den Bus zu kriegen, und das Bein nicht so will wie ich. Mein Hirn sagt, schneller, schneller, und ganz kurz denke ich,

das schaffe ich, ja, wirklich, ich glaube, ich könnte aufspringen und rennen, um den Bus zu erwischen, dabei kann ich das Bein nur noch hinter mir herziehen. Dann erst fällt mir wieder ein, wie schlimm ich humpel und wie mein Körper von einer Seite auf die andere schwankt. Ich kann auch keine schweren Sachen mehr heben, so wie früher. Dafür war ich bekannt. Die Kumpel in der Fabrik, in der ich als Teenager arbeitete, forderten mich heraus, um zu sehen, wie viele Kisten mit Fisch ich auf einmal stemmen konnte, und ich versetzte sie immer wieder in Staunen, obwohl ich ziemlich klein bin. Aber gerade meine kurzen Beine geben mir Halt. Die Leute meinen, es wäre das Merkmal der Han-Chinesen, unsere Vorfahren brauchten kurze Oberschenkel und Waden, um Reis anzupflanzen oder Tee zu ernten oder was immer diese Menschen vor zweihundert Jahren im Süden Chinas taten, aber wen interessiert das schon? Ich weiß nur, dass meine Beine mir immer gute Dienste leisteten, bis ich ins Gefängnis kam. [*Hält inne.*] Es ist ein Nerv im Rücken, hat etwas mit meiner Wirbelsäule zu tun, das ich nicht verstehe. Die Ärzte haben mir die Röntgenaufnahmen gezeigt, aber ich sah nur die grauweißen Konturen meiner Knochen. Sie hätten es mit einer Operation in einer Privatklinik in Kuala Lumpur richten können, aber wer kann sich so etwas heutzutage leisten? Im Krankenhaus lachte ich und winkte ab: »Ich bin kein Krüppel, also lassen wir es einfach, okay?« Irgendwer von der Kirche meinte, ich könnte eine andere Arbeit machen, etwas, was keine körperliche Anstrengung voraussetzt, aber für jede Arbeit, bei der man gemütlich in einem Büro sitzen kann, braucht man ein Diplom oder eine Urkunde oder weiß Gott was, und die habe ich nicht. Ich war nie besonders gut in der Schule.

Ein Jahr nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis besorgten mir ein paar Gemeindemitglieder eine Stelle in ihrem Familienunternehmen, einem Handelskonzern, der Güter aus China importierte und sie überall im Land vertrieb. Ich hatte einen schönen Schreibtisch, im Büro gab es eine Klimaanlage, und ich musste keine Telefonanrufe annehmen und auch nicht mit Leuten sprechen, die ich nicht kannte. Ich musste nur Zahlen zusammenrechnen, ein leichter Job; nichts ist sicherer und solider als Zahlen. Ich kümmerte mich darum, dass die Rechnungen stimmten, überprüfte die Einnahmen und so weiter. Ich hatte so eine Arbeit noch nie gemacht, wusste aber, wie man mit Geld umgeht. Trotzdem wurde ich damals sofort nervös, wenn ich jemand begegnete, den ich nicht kannte, oder in eine Situation geriet, die mir nicht vertraut war. Vermutlich lag es an der Zeit, die ich im Gefängnis verbracht hatte. Es war nichts Ernstes, verstehen Sie, ich zögerte nur ein bisschen, wenn mich jemand ansprach, und wegen der Aussetzer zwischen ihren Fragen und meinen Antworten dachten sie, ich hätte psychische Probleme. Fünf oder zehn Sekunden, wer weiß? An ihren Gesichtern sah ich, wie sie zunächst verwirrt, dann besorgt und schließlich verärgert waren. Manchmal frustriert oder sogar wütend. Manche Leute dachten, ich würde das absichtlich machen. Einmal sagte ein Kerl im Büro: »*Lunsee-hai*, was für ein arrogantes Arschloch!« Er sagte es mir laut ins Gesicht, ohne eine Reaktion zu erwarten, als würden alle genauso über mich denken, als wäre ich taub und stumm und könnte nicht hören, was er sagte. »Was auch immer dahintersteckt«, erklärte meine Chefin nach ein paar Monaten – sie war sehr nett, sehr verständnisvoll –, »wir sind der Meinung,

dass es besser für Sie ist, wenn Sie mit der Arbeit aufhören. Gehen Sie nach Hause und ruhen Sie sich aus.« Bis zu diesem Punkt war mir nicht klar gewesen, wie sehr ich mich in den vergangenen drei Jahren verändert hatte, aber als ich die Stelle verlor, begriff ich, dass ich ein anderer Mensch geworden war. Wie genau, könnte ich Ihnen nicht sagen, aber ich war nicht mehr derselbe. Danach hatte ich noch einige Vorstellungsgespräche, aber sie führten zu nichts.

Deshalb meine ich, dass ich Glück habe. Ich arbeite nicht, aber ich lebe. Meine Tage sind ruhig. Ich würde sogar behaupten, dass ich gesegnet bin.

[*Langes Schweigen.*]

Manchmal ... [*Zögert; greift nach seiner Teetasse, trinkt aber nicht.*] Manchmal, doch, natürlich denke ich an jene Nacht. Wie könnte ich das nicht tun? Ich denke an die zwei Männer, die dabei waren, Keong und der Bangladeschi. Ich weiß, was Sie von mir hören wollen: dass ich ihre Gesichter sehe und ihr Anblick mich quält, aber so ist es nicht. Ich empfinde nichts für sie, weder Hass noch Mitleid. Vielleicht hätte ich auf Keong wütend sein sollen; vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn er nicht zurückgekehrt wäre und mich angerufen hätte. Er hätte auch andere Möglichkeiten gehabt. Er musste nicht ausgerechnet mich bitten, all das zu tun.

Wenn ich heute an ihn denke, sehe ich nicht mehr den Keong aus jener Nacht. Ich sehe die Version von ihm, die drei Jahre später vor Gericht erschien, als mein Fall in Berufung ging. Sein langärmeliges weißes Hemd, sein gepflegtes Haar, selbst die Art, wie er mit dem Richter sprach, leise und respektvoll, jeder hätte ihn für den Vertreter eines IT-Unternehmens in Petaling Jaya gehalten. Zuerst erkannte ich ihn

gar nicht; ich hielt ihn für jemand anders, als hätte die Staatsanwaltschaft den Falschen aufgerufen. Die Anwälte stellten ihm Fragen zu seiner Person, und er versorgte sie mit den nackten Fakten: Sein Geschäft importierte tiefgefrorene Teigtaschen aus China, er hatte ein regelmäßiges Einkommen, besaß einen Toyota Camry und hatte eine Hypothek für ein Haus von der Hong Leong Bank bekommen. Vor kurzem hatte er Urlaub in Australien gemacht und sparte, um seine Tochter dort auf ein Internat schicken zu können, in sieben oder acht Jahren, wenn sie alt genug war, um allein reisen zu können. Im Moment besuchte sie eine Privatschule in Cheras, nicht weit entfernt von zu Hause, so dass er viel Zeit mit ihr verbringen konnte. Sobald er aus dem Büro kam, eilte er zu Frau und Tochter nach Hause, wo sie zusammen zu Abend aßen, die Hausaufgaben ihrer Tochter überwachten und ein bisschen fernsahen. Sie war eine fleißige Schülerin mit einer Vorliebe für Naturwissenschaften.

Er antwortete leise, als wollte er nicht, dass ich hörte, was er sagte. Ich saß auf der anderen Seite des Gerichtssaals und hatte Mühe, ihn zu verstehen. *Hypothek. Laptop. Spielplatz.* Dem Mann, der da sprach, schien das Leben, das er führte, peinlich zu sein. Wieso sollte sich jemand für ein solches Leben schämen? Erst da wurde mir bewusst, dass es Keong war, derselbe Keong, den ich seit meiner Jugend gekannt hatte, und ich begriff, warum es ihm so peinlich war. Er schämte sich für meine Schande, oder präziser gesagt, er schämte sich, weil er glücklich war, während meine Schmach öffentlich zur Schau gestellt wurde. Als Kinder hatten wir so vieles geteilt. »Es hat keinen Zweck, Ah Hock ein Eis zu kaufen«, hatten die Leute damals gesagt, »er wird die Hälfte



diesem kleinen Mistkerl von Keong abgeben.« Doch *Zeit* – so etwas konnten wir nicht miteinander teilen. Sie konnte nur einem von uns zugutekommen.

Und ich dachte, klar, er hat sich verändert. All die Jahre im Gefängnis, als ich entweder rund um die Uhr schlief oder Tag und Nacht wach lag, Phasen, die Wochen dauerten und mir jegliches Zeitgefühl raubten und am Ende auch die Vorstellung, dass jeder Tag anders sein sollte – in dieser Zeit hatte sich Keong verändert. Jeder hätte in diesen Jahren ein anderer Mensch werden, ein brandneues Leben anfangen können. Er war so stolz auf sein Haar gewesen, die langen Ponyfransen, die er sich kupferorange gefärbt hatte, als er fünfzehn war, und bis zu dem Abend behielt, als wir uns das letzte Mal sahen. Ich hatte ihn damals immer aufgezogen: »Hey, großer Bruder, willst du diesen Gangsterstil auch noch behalten, wenn du Papa wirst?« Er nannte es »blond«, obwohl er damit aussah wie ein Popstar aus Hongkong. Ständig machte er so [*fährt sich theatralisch mit der Hand über die Stirn und wirft den Kopf mit einer leicht tontigen Geste nach hinten*]. Ich musste immer lachen. Du bist genauso ein Niemand wie wir alle – das sagte ich ihm jedes Mal, wenn er sich so aufspielte.

Dieses Haar war nun verschwunden, es war kurz geschnitten und hatte wieder seine natürliche Farbe. Ich hatte ihn seit unserer Jugend nicht mehr mit schwarzem Haar gesehen. Er hatte zugenommen, und das ließ ihn jünger aussehen statt älter. Wie ein ehemals pummeliger Teenager, der seinen Babyspeck verloren hatte und zu einem gutaussehenden jungen Mann geworden war. Ich konnte sehen, dass er das Rauchen aufgegeben hatte und sich besser ernährte; sein Teint war glatter, die tiefen Falten zwischen den Brauen, die er von

Kindheit an gehabt hatte, waren verschwunden. Glatt gebügelt von den drei Jahren.

Irgendwann fingen die Anwälte an, ihn nach meiner Persönlichkeit zu befragen. Schätzte er mich als impulsiv ein? Hatte er bei mir eine Neigung zur Gewalt festgestellt? Hielt er mich für einen Menschen, dem etwas leidtat, der eine schlechte Tat bereute? Zuerst waren seine Antworten klar und einfach, er äußerte sich, ohne lange zu zögern, ganz wie der seriöse Geschäftsmann, der er geworden war. Er spielte keine Rolle, er war inzwischen tatsächlich so. Sein Englisch und sein Malaiisch waren besser geworden, er wählte seine Worte sorgfältig. Aber je länger die Befragung dauerte, desto sicherer fühlte er sich, er begann, freier zu sprechen, und benutzte manchmal auch Ausdrücke, die man als derb bezeichnen kann. Er erzählte sogar eine kurze Geschichte aus der Zeit, als wir Teenager waren. *Einmal hab ich Kekse aus dem Laden geklaut und sie mit ihm geteilt, so viele, dass wir sie nicht schaffen, er sagt, bring sie zurück, bring sie zurück, und ich, niemals, fick dich, aber er zwingt mich, also bringen wir sie am nächsten Tag zurück. Leck mich! Zwingt mich, bis ich mein Gesicht verliere! Aber er sagt, wie kannst du klauen, sie hat auch nichts.*

»Okay, okay, Mr Tan. Ich glaube, das reicht.« Als der Anwalt das sagte, musste ich lachen. Auch in seinem neuen Leben konnte Keong sich nicht zurückhalten; er redete einfach zu viel. Während er diesen Vorfall erzählte, an den ich mich gar nicht erinnern konnte, sah ich für einen kurzen Augenblick, wie die Jahre und das überschüssige Gewicht von ihm abfielen. Plötzlich hatte ich wieder den schmalen Jungen mit dem spitzen Gesicht und den Ohrringen vor mir, mit dem ich

aufgewachsen war und von dem ich immer dachte, er würde eines Tages im Gefängnis enden. Wir hatten sogar Witze darüber gemacht, als er aus KL wegging, um woanders zu arbeiten. »Du brauchst mir keine Adresse zu schicken«, sagte ich zu ihm. »Ich suche dich im Gefängnis.«

Nachdem der Richter ihn ermahnt hatte, wurde er wieder still, der Ehemann, der anständige Vater, jemand, dem man zutraute, eine Familie zusammenzuhalten. Das ist das Bild, das ich heute hin und wieder von ihm habe. Ein respektabler Mann, über Gefühle wie Hass erhaben.

Erst viel später wurde mir bewusst, dass ich nur drei Jahre im Gefängnis gesessen hatte. Drei Jahre – das ist nichts! Warum fühlte es sich so lange an, als ich in meiner Zelle hockte? Und wie hatte sich Keong so schnell verändert? Da erst spürte ich die Bitterkeit. Ich hatte nie Groll gegen ihn gehegt, nicht mal, als er nach Klang zurückkehrte und das Böse in mein Leben brachte. Als ich Jahre später mit Gemeindemitgliedern darüber sprach, sagten sie: Du musst ihm vergeben, so wie Gott dir vergibt. Und ich dachte, ich habe nichts zu vergeben; ich fühle nichts für ihn. Aber als ich ihn damals im Gerichtssaal wiedersah und daran dachte, wie schnell er sich verändert hatte, war ich wütend. Er hatte Besitz von der Zeit ergriffen und sie genutzt, ich dagegen hatte mich von ihr vernichten lassen. Es waren bloß drei Jahre, sagte ich mir, *bloß drei Jahre* – du kannst diese Zeit wiedergutmachen und noch einmal ganz von vorn anfangen. Aber ich ahnte schon, dass ich nicht mehr in der Lage wäre, mein Leben zu verändern. Evolution ist eine komische Sache. Die ganze Zeit glaubst du an die Kraft der Veränderung, an die eigene Fähigkeit, dein Leben in kleinen Schritten zu formen. Selbst beim Kauf eines

vierstelligen Lotteriescheins bist du voller Optimismus, als könnten dir diese fünf Ringgit einen Geldsegen von zwanzigtausend bringen und dein Leben verändern. Und eines Tages ist dieser blinde Glaube an die Hoffnung einfach weg, und dann weißt du, dass nichts geschehen wird, selbst wenn du den ganzen Tag mit Beten verbringst. Meine Wut richtete sich gegen mich selbst; ich gab nicht Keong die Schuld. Ihn zu sehen erinnerte mich an den Menschen, der ich nicht mehr sein konnte.

Was den anderen Mann in jener Nacht angeht, sein Gesicht bleibt leer, obwohl es das Einzige sein müsste, woran ich mich erinnere. Zu meiner Verteidigung kann ich nur sagen, dass es sehr dunkel war, als ich ihn zum ersten Mal sah. Obendrein wandte er sich ab, bevor ich den Stock aufhob. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, als ich ihn erschlug.

6. Oktober

Gegen Ende des Verfahrens versuchte meine Anwältin, der Jury zu erklären, was für eine Kindheit ich gehabt hatte. Sie war jung und clever, sie arbeitete unentgeltlich, und sie wollte mir helfen. Ich begriff, dass mein Leben dafür erhalten sollte, vieles zu entschuldigen. Ich hörte zu, als sie über mich sprach, und obwohl die Fakten stimmten, hatte ich das Gefühl, sie würde jemand anders beschreiben, jemand, der mit mir zusammen aufgewachsen war, vielleicht in einem Dorf ein paar Meilen weiter die Küste hoch. Einen anderen Mann, der denselben Namen hatte wie ich. Ständig wiederholte sie ihn. Lee Hock Lye. Lee Hock Lye. Immer den vollen Namen. Manchmal sagte sie Lee Hock Lye, *auch bekannt als* Jayden Lee, und das hörte sich an wie eine Fälschung, als hätte ich ihn erfunden, was ja auch stimmte. Trotzdem war es mein Name, war es mein Name geworden. Ich hatte ihn mir ausgesucht, als ich eine anständige Arbeit gefunden hatte und alles gut war, kurz bevor ich heiratete. Er klang gut, und den Leuten gefiel er. So einen Namen hatten sie noch nie gehört. Er war cool und wirkte professionell auf den Visitenkarten, die ich hatte drucken lassen, als das Geschäft gut lief. Jayden – das war ich, aber jedes Mal, wenn sie den Namen vor dem versammelten Gericht nannte, hörte er sich an, als meinte sie jemand anders damit, weil sie ihn wie zwei getrennte Worte aussprach: *Jay, Den*. Als fände sie ihn unnatür-

lich. Jedes Mal, wenn ich ihn hörte, fühlte ich mich, als würde der Name von mir abgerissen, als hätte er mir nie wirklich gehört. *Auch bekannt als*. Ich hätte diesen Namen niemals annehmen sollen; es war eine blöde Idee gewesen.

Die Person, über die sie sprach, war ein hoffnungsloser Fall, jämmerlich und ungebildet. Jemand, der im Leben keine Wahl gehabt hatte. Jeder, der das hörte, hätte Mitleid empfunden. Eine Frau in der Jury machte ein nachdenkliches Gesicht und nickte langsam. Sogar ich hatte fast Mitleid mit dem Menschen, der da beschrieben wurde. Aber dann dachte ich: Moment mal, das stimmt doch gar nicht. Oder ich dachte: Ich war glücklich. Ich war normal. Ich wusste, dass meine Anwältin mir helfen wollte, trotzdem wäre es mir lieber gewesen, wenn sie den Mund gehalten hätte. Um den Lärm ihrer Worte nicht zu hören, summte ich vor mich hin. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, ich wäre wieder ein kleiner Junge in meinem Dorf. Ich versuchte, mich daran zu erinnern, wie es gewesen war, als ich noch ich selbst war, aber das war lächerlich. Dieses Leben gab es nicht mehr. Wie dumm, die eigene Kindheit zurückgewinnen zu wollen, während man wegen Mord vor Gericht steht! Mir mein Leben ins Gedächtnis zurückzurufen würde es nicht wirklicher machen; diese Wahrheit existierte nur in der Version meiner Anwältin. Ich lachte über meine eigene Dummheit. Ich lachte ziemlich laut und konnte nicht aufhören, deshalb vergrub ich das Gesicht in den Händen. Meine Anwältin drehte sich um und sah mich an. Sie brach mitten im Satz ab und starrte mich an – so wie man jemand anstarrt, der möglicherweise gerade einen Herzanfall hat, aber man weiß nicht, was wirklich los ist. Der Richter sagte: »Ich glaube nicht, dass

die Lebensgeschichte des Angeklagten relevant ist. Bitte fahren Sie mit Ihren juristischen Argumenten fort.« Meine Anwältin versuchte, ihm zu widersprechen, aber mein Lachen und die Ermahnung des Richters hatten sie aus dem Konzept gebracht. Ihre ganze Intelligenz, ihre Überzeugung und ihr Elan, alles, was ich bis zu diesem Zeitpunkt bewundert hatte, schmolz in dem stickigen Gerichtssaal dahin. An diesem Tag war es sehr heiß, die Klimaanlage funktionierte nicht, und ich kriegte kaum Luft. Sie stolperte ein paarmal über ihre eigenen Worte und konnte ihre Gedanken nicht zusammenhalten. Ich war froh, dass das alles bald zu Ende sein würde.

Sie brachte die Einzelheiten durcheinander. Jeder brachte sie durcheinander. Vielleicht können Sie die Dinge ein für alle Mal richtigstellen. Nimmt Ihr Handy auch alles auf? Ich kam in Bagan Sungai Yu zur Welt, nicht in Kuala Selangor, wie es in den Gerichtsunterlagen steht. Die beiden Orte sind durch eine scharfe Biegung des Flusses Selangor voneinander getrennt, und diese kleine Entfernung – an manchen Stellen nur fünfzehn oder zwanzig Meter – fühlte sich gelegentlich an wie ein Ozean zwischen zwei Kontinenten. Heute, mit all den Brücken und asphaltierten Straßen, sehen die Leute es nur noch als eine Stadt, Kuala Selangor. Ich bekomme Zeitungen und lese Artikel über neue Fischrestaurants, die auf Piers über dem Wasser gebaut worden sind, sehe Fotos von Sonntagsausflüglern aus KL, die sonntagmittags dort essen, und denke: *Das ist nicht Kuala Selangor, das ist mein Dorf.* Aber so ist es nun mal: Die Großen schlucken die Kleinen, alles wird Teil von etwas anderem. Es ist schon komisch, aber als ich klein war, und sogar noch später, als ich in die Grundschule ging, mussten wir die Fähre nehmen oder mit dem Rad

einen großen Umweg um die Biegung des Flusses machen, und wenn wir dann auf der anderen Seite waren, kam es mir dort so geschäftig und wichtig vor, als wäre ich in Tokio oder New York. Die Landkarte, die Sie sich auf Ihrem Handy anschauen, kann Ihnen nicht zeigen, wie weit unser Ufer und die Stadt auf der anderen Seite tatsächlich voneinander entfernt waren.

Mein Vater war Fischer, wie mein Großvater vor ihm. Eigentlich waren alle Männer im Dorf Fischer. Das Land ließ uns keine andere Wahl, der Fluss schlängelte sich um das Dorf, versperrte im Süden die Wege zu den Städten und drängte uns immer Richtung Meer. Auf der anderen Seite gab es nur Dschungel und Plantagen, und die Möglichkeiten dort waren schlechter als auf dem Meer. Damals waren es noch die Inder, die das Palmöl ernteten, heute sind es Bangladeschi und Indonesier. Aber wer immer es tat, wir brauchten uns nur das Leben anzusehen, das sie führten, um zu wissen, dass ihr Schicksal um vieles schlimmer war als die Stürme, die Gezeiten und die verhedderten Netze, mit denen wir uns Tag für Tag herumschlagen mussten.

Wir alle waren auf Gedeih und Verderb abhängig von den Elementen. Es gab Stürme, Überschwemmungen, Schlangen, Würmer, die sich in die Füße bohrten. Die Natur ist schön, wenn man sie von weitem betrachtet oder aus einem Auto mit geschlossenen Fenstern. Da draußen arbeiten zu müssen ist etwas anderes. Gestern las ich einen Artikel bei Facebook, in dem stand: *Wir sollten alle mehr Zeit im Freien verbringen!* Ich sah mir die Fotos von Menschen an, die händchenhaltend im Park spazieren gingen, Wasser aus kleinen Flaschen tranken oder Scheiben von Wassermelonen aßen. Sie legten sich



auf den Boden, ohne Decke und ohne ihre Gesichter vor der Sonne zu schützen. Alle hatten Spaß, keiner schwitzte oder bekam einen Hitzschlag. Auf den Fotos waren ganz unterschiedliche Menschen zu sehen. Asiaten, Afrikaner, alle Farben unter der Sonne, aber sie benahmen sich wie die Weißen. Ich meine, wer, abgesehen von den verrückten *ang mo*, hat schon Spaß dran, die Wildnis zu erforschen? Will man etwa an seinem freien Tag in den Dschungel? Diese glücklichen Westler haben keine Ahnung, was »im Freien« hier bedeutet.

Ich erinnere mich, wie ich mit dreizehn oder vierzehn – ich war schon alt genug, um zu begreifen, dass ich durchdrehen würde, wenn ich das Dorf nicht verließ –, einen ganzen Tag auf dem Fahrrad verbrachte und so weit wie möglich in alle Richtungen fuhr, die mir einfielen. Ich fuhr ins Landesinnere zu den Plantagen, radelte im Schatten der Ölpalmen, bis der Feldweg zu weich wurde, um weiterzufahren. Ich sah auf den Weg vor mir und dachte: Wie lange müsste ich fahren, um am anderen Ende des Anwesens wieder rauszukommen? Ich sah nur die perfekten Baumreihen, die sich in der Dunkelheit verloren. Also fuhr ich wieder zur Küste, raste auf den Trampelpfaden am steinigen Strand entlang, wo die rote Erde meine Zehen färbte. Bis nach Sekinchan und dahinter sah ich nichts als rote Erde, Felsen und Schlamm, und das Meer, das sich bis nach Indonesien erstreckte, war so flach und glatt wie eine endlose Silberplatte. Kein Wind. Kein Schatten. Die Sonne brannte mir dermaßen auf Kopf und Arme, dass sich die Haut anfühlte, als hätte man sie mit Schmirgelpapier bearbeitet. Das Licht war zu grell für meine Augen, dasselbe Licht, das ich seit meiner Geburt gekannt hatte. Ich wusste, dass ich meine Tage als Erwachsener, jeden einzelnen, bis ans

Ende meiner Zeit, unter dieser glühenden Sonne verbringen würde. In diesem Augenblick kam mir plötzlich alles, was ich kannte – meine Familie, mein Zuhause, Bäume, Gras, Wasser, Essen, die nackte Erde, das unvorstellbar gewaltige Meer – unbekannt und seltsam vor, als hätte ich nichts davon je zuvor gesehen. Alles war meins, es war mir in die Wiege gelegt worden, das einzige Vermächtnis, das ich jemals gekannt hatte, und trotzdem schien es mir gar nicht zu gehören. Dieses Land, das angeblich ein Teil von mir war, so wie ich ein Teil von ihm – in diesem Augenblick waren wir uns fremd. Ich wollte es nicht. Eines Tages würde es mich umbringen.

[*Pause, langer Seufzer.*]

Jetzt bleibe ich lieber im Haus. Wenn ich Kinder hätte, würde ich dafür sorgen, dass sie nie nach draußen müssten, niemals.

Was uns von den Indern auf den Plantagen unterschied, war die Tatsache, dass wir unsere eigenen Herren waren. Regnete es, hatten wir nichts zu essen. War der Fang gut, konnten wir etwas sparen, um uns neue Schuhe zu kaufen oder eine Plane, die wir vor dem Eingang aufspannten, damit es nicht ins Haus regnete, solche kleinen Dinge. Für uns war die Gleichung einfach. Sie aber arbeiteten für die großen Unternehmen, die die Regierung von den Briten übernommen hatte. Neue Besitzer, gleiche Regeln. Die Umstände verändern sich, die Lage der Arbeiter nicht. Sie wurden schlecht bezahlt, wohnten in Baracken, hatten keine Schulen, mussten den ganzen Tag mit giftigen Chemikalien hantieren, hatten abends keine Ablenkung, abgesehen von ihrem selbstgebrannten *samsu*, der sie blind und verrückt machte. Aber was blieb ihnen übrig? Sollten sie in die Stadt ziehen und auf

der Straße leben? Wenigstens hatten sie damals noch Papiere. Jetzt gibt es dort nur noch Arbeiter aus Bangladesch und Myanmar – ich glaube nicht, dass auch nur einer von denen einen Ausweis hat.

Wir sprachen selten von den Indern auf den Plantagen, höchstens um zu sagen, was sie für ein erbärmliches Schicksal hatten. *Arme schwarze Teufel, tot, aber trotzdem lebendig.* Wenn wir solche Ausdrücke benutzten, hatten wir das Gefühl, dass es uns vergleichsweise gut ging und wir es leichter hatten. Wir verkehrten nicht mit ihnen, unser Leben war völlig anders. Wir wollten nichts mit ihnen zu tun haben, ihr Unglück sollte nicht auf uns abfärben. Als ich aufwuchs, dachte ich wie alle anderen Dorfbewohner auch. Wir hatten Angst, die Inder auf den Plantagen könnten uns mit ihrer Armut anstecken, und davon hatten wir in unserem eigenen Leben schon genug. Vielleicht war es nur Aberglaube, darin sind wir Chinesen ja Spezialisten, Sie wissen schon: Guck dir keinen Leichenzug an, sonst könnte es auch dich erwischen. Im Rückblick denke ich, es war wohl eher so, dass sie uns etwas klarmachten: So anders als sie waren wir gar nicht. Und so *existierten* sie einfach nur, waren eine ständige Präsenz auf den Plantagen *da drüben*, besser gesagt, direkt neben uns – eine Mahnung daran, wie schlimm die Dinge noch werden konnten.

Vermutlich könnte man sagen, es lag an der Geografie, dass ich in eine Familie von Fischern hineingeboren wurde – dass wir das wurden, was wir sind. Aber auch die Geschichte trug ihren Teil dazu bei. Wie die meisten Dorfbewohner kamen drei meiner Großeltern in den ersten Jahren des Zweiten Weltkriegs aus Indonesien hierher, als es dort für die Chine-

sen nicht mehr sicher war. Sie hatten von den Internierungslagern gehört, von den Massenhinrichtungen, von den Vergewaltigungen junger Mädchen; das ganze Zeug, das Sie bestimmt auf dem College durchgenommen haben. Selbst ich habe davon in der Schule erfahren. Sie wussten, dass es hier möglicherweise genauso kommen könnte, trotzdem nahmen sie das Risiko in Kauf. Was treibt Menschen dazu, ein Land gegen ein anderes einzutauschen, in dem sie aus den gleichen Gründen verfolgt werden könnten? Man geht in Sumatra an Bord eines Schiffs und passiert die Straße von Malakka, obwohl man weiß, dass man wieder in einem Lager landen könnte, genau wie vorher. Was dachten sich meine Großeltern dabei? Das werde ich nie erfahren. *Aiya, sie haben den Krieg überlebt, jetzt geht es uns allen gut, was soll's?* Das entgegnete mir meine Mutter, wenn ich sie nach den Großeltern fragte. Vergiss, was im Krieg war. Alte Chinesen reden nicht darüber, also frag nicht.

Viele Jahre lang weigerte sich meine Großmutter, sich für die Wahlen registrieren zu lassen. Die Adresse in ihrem Ausweis war die Anschrift ihrer Tante in Teluk Intan. Dort hatte sie ein paar Jahre verbracht, nachdem sie ins Land gekommen war, und für sie war es so etwas wie Heimat. Sie war die Jüngste, knapp fünfzehn, als sie hier ankamen. Ich weiß nicht, wie lange genau sie dort lebte, aber einmal in unserem Dorf angekommen, blieb sie für den Rest ihres Lebens hier. Nicht dass wir anderen uns darum gerissen hätten, zur Wahl zu gehen – wir wählten nicht oder nur hin und wieder. Für uns hätte es ohnehin keinen Unterschied gemacht; die Politiker wechseln, doch unser Leben verändert sich nicht. Aber bei meiner Großmutter war es etwas anderes. Sie wollte

unsichtbar bleiben. *Wenn sie uns holen kommen, werden sie nicht wissen, wo ich wohne! Dann habe ich ein, zwei oder drei Tage Vorsprung, um zu flüchten.* Das hat sie immer gesagt. *Ihr nicht! Sie kennen eure Adressen, und wenn es so weit ist, wissen sie, wo sie euch finden.* Verrückte Alte. Die Leute lachten sie aus. Wer soll uns schon holen kommen? Niemand interessiert sich für uns oder für das, was wir tun! Sie aber war überzeugt, dass es eines Tages ein Dekret geben würde, ein Gesetz, über Nacht beschlossen, und dann würden alle, die einen chinesisch klingenden Namen hatten, zusammengetrieben und in Lager abtransportiert, so wie während des Krieges. Hey, Po-po, nun lass mal die Kirche im Dorf! Wir leben im Zeitalter des Internet! Facebook, Twitter, Insta, Snapchat, man kann mit jemand in Russland skypen, und gleichzeitig Super Junior im Live-Stream hören oder mit Leuten in Harbin oder Kopenhagen, die man noch nie gesehen hat, ein Videogame spielen. Glaubst du im Ernst, dass man in der heutigen Welt noch Millionen von Menschen zusammentreiben und in Lager stecken kann? Oder sie abschieben? Oder dass du eines Tages aufwachst, und Hunderttausende von Menschen mit nichts als einem Hemd am Leib zu Fuß über die Grenze nach Thailand gehen, und all die Häuser, Dörfer und Städte, die wir gebaut haben, mitsamt Wolkenkratzern und Einkaufszentren einfach aufgeben? Du musst mit der Zeit gehen, Po-po!

Sie hörte nicht hin. Für den Rest ihres Lebens war sie davon besessen, ihre Anschrift geheim zu halten, in der festen Überzeugung, es würde sie retten, wenn den Chinesen die letzte Stunde schlug. Als sie schon sehr alt war – ich hatte das Dorf längst verlassen, war aber wieder in die Gegend

zurückgezogen –, stürzte sie eines Tages, als sie einen Granatapfel von dem kleinen Baum pflücken wollte, den sie vor dem Haus gepflanzt hatte. Es war ein mickriges Ding, aus dem nie was geworden war, wie sehr sie es auch pflegte. Noch so eine Manie von ihr, dieser dumme Baum; am Ende hätte er sie fast das Leben gekostet. Der kleine Plastikstuhl, auf den sie geklettert war, um an die Früchte zu kommen, war so wackelig und brüchig, dass er ihrem Gewicht nicht standhielt. Sie stürzte, brach sich die Hüfte und landete im Krankenhaus. Als ich kam, gab es eine Menge Formulare auszufüllen. Und jedes Mal bestand sie darauf, dass ich ihre falsche Anschrift angab. »Was zum Teufel soll das bringen?«, sagte ich. »Wenn irgendwelche Nachuntersuchungen notwendig sind, werden sie dich fünfzig Meilen von deinem Zuhause entfernt suchen.«

»Gut«, sagte sie. Vielleicht lag es daran, dass sie so jung gewesen war, als der Krieg ausbrach, knapp fünfzehn, und dann erst sechzehn oder siebzehn, als sie in einem Boot nach Malaysia übersetzen musste. Sie wusste, was Mädchen in dem Alter während des Krieges alles zustoßen konnte. Wahrscheinlich wollte sie deshalb unerkannt bleiben. Unsichtbar sein bedeutet Sicherheit. Heutzutage spielt sich das ganze Leben der jungen Leute im Internet ab; jede Minute ihres Tages wird ins Universum übertragen. Gott sei Dank hat meine Großmutter nichts von Facebook mitbekommen, es hätte ständigen Stress und Angst für sie bedeutet. *Die lor, Polizei guckt Computer, weiß, wo du bist!* Sie verkörperte das Gegenteil von Facebook, sie wollte, dass ihre Geschichte, ihr ganzes Wesen von der Welt getilgt wurde.

Erst da begriff ich, wie beruhigend unser Dorf für sie war.

Wir waren in der Dunkelheit gefangen, es war schwer hineinzukommen und schwer hinauszukommen. Wenn etwas passierte, konnte sie einfach im Meer verschwinden. Wie vorher. Das kam ihr sehr gelegen.

Ursprünglich stammten meine Großeltern alle aus der Provinz Fujian. Meinen Berechnungen zufolge waren diejenigen, die aus Sumatra kamen, höchstens zehn Jahre dort gewesen, ehe sie erneut aufbrechen mussten. Stellen Sie sich vor, Sie kommen den ganzen Weg aus China, lassen den Krieg hinter sich und den Hunger, steigen von einem kleinen Boot ins andere, treiben monatelang auf dem Ozean, landen schließlich in einer winzigen Stadt in Indonesien, schlagen sich irgendwie durch, indem Sie das Land oder das Meer bearbeiten. Sie glauben, der schäbige kleine Flecken Dschungel oder Marschland oder wo immer Sie gelandet sind, gehörte Ihnen, Sie glauben, Sie könnten eine Familie gründen und ein neues Leben beginnen. Und gerade als sich Ihre Tage und Wochen wieder normal anfühlen, als Ihre Wahrnehmung von der Zeit sich auf ein Jahr, zwei Jahre, auf eine Zukunft ausdehnt und es Ihnen, wenn Sie sich den Ort ansehen, an dem Sie sind, nicht mehr so vorkommt, als wäre jeder Baum und jeder Grashalm darauf aus, Sie zu verletzen – genau dann müssen Sie wieder weiterziehen. Mehr Krieg, mehr Boote, mehr Sümpfe.

Wahrscheinlich wollten sie deshalb das Dorf nie wieder verlassen, als sie dort angekommen waren. Für sie war es das. Hier war ihre Reise zu Ende. Stopp. Schaut nicht zurück. Schaut nicht nach vorn. Selbst wenn es hier am Ende genauso schlimm sein sollte wie in dem Land, das sie verlassen hatten, würden sie ihr Glück versuchen. Sie gingen nirgendwohin,

niemals, nicht mal nach Klang ins Kino. Ihre Kinder waren genauso; alle Menschen im Alter meiner Eltern schienen an dieser Küste aus Felsen, Mangroven und Treibholz zu kleben, im Schutz der schmalen Buchten und Sümpfe. Sie begannen zu fischen, erst, um sich selbst zu ernähren, später, als der Krieg vorbei war, um ihren Fang auf den kleinen Märkten an der Küste zu verkaufen. Eine Generation gab ihre Arbeit an die nächste weiter; es war die einzige Hinterlassenschaft, die wir hatten. Die Männer fuhren in ihren Booten raus aufs Meer, die Frauen flickten im Dorf die Netze, und die Kinder saßen in klapprigen Hütten auf Stelzen an den schlammigen Uferbänken und nahmen die Fische aus, eine Lebensweise, die sich fast ein halbes Jahrhundert kaum veränderte, bis Anfang der 1980er Jahre die erste Brücke über die Flussmündung gebaut wurde.

Neulich sortierte ich in der Kirche einen Haufen Bücher und Illustrierte aus, die die Leute gespendet hatten – alte Taschenbücher und Schulbücher in einem großen Haufen auf dem Tisch, wo wir nach der Messe Tee trinken und Kuchen essen. Eine meiner kleinen Aufgaben in der Kirche besteht darin, die Bücher auszulegen und den Opferstock zu leeren. Viel Geld enthält er meistens nicht. Manchmal nehmen sich die Leute ein Exemplar von *Twilight* mit, ohne dafür zu bezahlen. An diesem Tag hatte jemand einen Stapel alte Ausgaben des *Time Magazine* aus den Jahren 1979 bis 1981 gespendet, also kurz nach meiner Geburt. Aus Neugier nahm ich sie mit nach Hause. Ich blieb die ganze Nacht wach und schaute mir die Fotos an. Auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten war geschossen worden. *Geschossen!* Können Sie das fassen? Auch John Lennon wurde



erschossen. Hunderttausende Menschen gingen in Kuba auf die Straße. Russen kämpften in Afghanistan. Die ganze Welt war im Umbruch. Auch unser Land musste sich verändert haben. Und ich dachte: Wieso sind wir immer noch die Gleichen? Die Dorfbewohner, meine Großeltern, meine Eltern und sogar die Kinder, wir alle müssen versucht haben, uns vor dem, was um uns herum passierte, zu schützen. Das bedeutete unser Dorf für uns: Es war da, damit wir von dem, was auf der Welt vor sich ging, nichts erfuhren. Eine andere Erklärung kann es nicht geben.

Als dann die Brücke kam, veränderte sich alles. Kurz darauf bauten die Geschäftsleute aus dem Süden kleine Fabriken um Kuala Selangor, um Fische auszunehmen, zu verarbeiten und überall im Land zu verkaufen. Wir fingen hauptsächlich weißen Pomfret und Garnelen, empfindliche Arten, die man mit besonderer Sorgfalt behandeln muss. Die Fabriken arbeiteten schneller und auch hygienischer als wir, hieß es. Und genau das verlangten die Supermärkte in den Städten, diese riesigen Einkaufszentren mit Klimaanlage, die damals gerade erst gebaut wurden, daher verkauften wir unseren Fang für billiges Geld und ließen zu, dass die schäbigen Hütten, in denen wir die Fische ausgenommen hatten, langsam zerfielen.

So ist es besser, sagten die Dorfbewohner, jetzt können wir zumindest Zeit sparen und mehr Fische fangen, und unsere Kinder können zur Schule gehen, statt die Fische auszunehmen und den Frauen beim Netzefficken zu helfen. Wir gingen aber trotzdem nicht zur Schule; wir hätten es tun sollen, doch im Grunde hielt sich keiner dran. Hin und wieder ließen wir uns dort blicken, wenn uns danach war, an-

sonsten trieben wir uns herum, schwänzten den Unterricht, gingen lieber in die Felder und auf die Plantagen, rauchten Zigaretten und schmiedeten Pläne, wie wir das Dorf verlassen könnten. Hongkong, San Francisco – wir stellten uns vor, dass diese Städte auf der anderen Seite des Wassers lagen und wir mit etwas Geld in der Tasche einfach an Bord eines Schiffes gehen und dort noch einmal ganz von vorn anfangen konnten, so wie unsere Großeltern, als sie aus Indonesien gekommen waren, oder unsere noch älteren Vorfahren, die hundert Jahre vor unserer Geburt China verlassen hatten. Es schien so einfach zu sein.

Wenn ich jetzt an diese Zeit zurückdenke, wird mir klar, dass wir natürlich nicht wirklich daran glaubten, eines Tages in Amerika zu enden. Es war nur eine Spinnerei, die Sehnsucht, irgendwo zu sein, wo es uns besser gehen würde als hier. Solche Ambitionen haben Leute wie Sie, nicht wir. Sie wissen schon, was ich meine – Leute, die in den Städten leben, die anständige Schulen besucht haben. Wir waren bloß einfache Dorfkinder mit einer Menge Fantasie. Ein oder zwei von uns, die die Schule ernst nahmen, fleißig waren und alle Prüfungen bestanden, würden vielleicht in einem College in der Nähe von Klang enden oder Lehrer werden. Keong und ich und die übrigen Kinder aus dem Dorf wollten das nicht. Wir wollten lieber Tycoons sein. Das Komische war, wir wussten ganz genau, dass wir niemals Tycoons werden würden. Wie soll man das erklären? Je stärker wir uns nach etwas sehnten, desto unmöglicher wurde es. Man träumt nur von Dingen, die unerreichbar sind.

Wir hörten von Leuten in den Nachbardörfern, die nach KL oder Singapur gezogen waren oder nach Australien oder

in die Vereinigten Staaten, und als sie zurückkamen, waren sie *reich*. Wir waren acht, zehn, zwölf Jahre alt, wir hatten keine Ahnung, was das bedeutete, wussten nicht mal, wie sie reich geworden waren, was sie dafür getan hatten oder wie viel Geld man haben musste, um als *reich* zu gelten. Wir wussten nur, dass sie ihr ehemaliges Zuhause verlassen hatten und jetzt mehr besaßen als wir. Manchmal kamen sie zum chinesischen Neujahrsfest oder zum Cheng Beng nach Hause zurück, und ich erkannte diese Männer und Frauen nicht wieder, dabei war ich mit ihnen aufgewachsen. Sie hatten große neue japanische Autos, Honda Accords, so was in der Art, und alle kleinen Kinder kletterten hinein. Ich weiß noch, wie ich über die Sitze kroch, das Gesicht an der Polsterung rieb und den Neuwagengeruch einatmete, während andere Kinder so taten, als würden sie den Wagen lenken, obwohl sie nicht mal über das Steuer gucken konnten. Schon die bloße Anwesenheit eines solchen Autos ließ alles andere im Dorf schäbig und ärmlich wirken. Die weichen Kurven des silbernen Rumpfs erschienen uns schön, glatt und mächtig – wie ein Hai, der durchs Wasser gleitet. Unsere Häuser, das ganze Drumherum sah dagegen alt aus. Zerbrechlich. Betonklötze und Holz, zusammengeflickt mit Wellblech und Balken, und jedes dieser Materialien hatte eine andere Farbe und Struktur. Wäre in diesem Augenblick ein Sturm durchs Dorf gefegt, hätte er alles mit sich gerissen, nur dieses Auto nicht.

Als ich älter wurde und mehr über die Welt erfuhr, hätte ich sie fragen können, was sie im Leben getan hatten, was für eine Stelle sie angenommen hatten, wie es ihnen gelungen war, das Dorf zu verlassen und all das, aber ich sprach sie niemals an. Ich beobachtete von weitem, wie sie Geschenke

